

Tagung des Deutsch-Belgischen Bruderrats, 29.08.13

Kirche im Krieg

Der Erste Weltkrieg als europäische Christentumspraxis

Inhalt

100 Jahre Erster Weltkrieg.....	1
Drei autobiografische Szenen.....	1
Hoffungszeichen: Krieg soll nicht sein.....	2
Perspektivwechsel: Von der Randposition zum Mainstream	2
Krieg als europäische Christentumspraxis	3
Nationalismus: Moderne Synthese von Emanzipation und Religion	4
<i>Glaube und Geschichte</i>	4
<i>Konfessionelle Landesherrschaft und Nationalismus</i>	5
<i>Religion und Nation</i>	5
Kriegstheologie.....	6
<i>Theologischer Wirklichkeits- und Deutungsanspruch</i>	6
Verlauf der Kriegseignisse.....	7
Politische Agenda und religiöse Deutung.....	7
Freund und Feind	9
<i>Religion als Ideologie – Religion als Hoffnungsperspektive</i>	9
Reinhold Seeberg: Innere Front	10
Otto Baumgarten: Innere Reformen	10
Adolf Deißmann: Ökumene von morgen	10
<i>Schicksalsgemeinschaft versus Glaubensfreiheit</i>	10
Verweigerung und Desertion	11
Verkündigung und Seelsorge.....	11
Verantwortliche Politikberatung.....	12
Ökumenische Friedensarbeit	12
Verantwortung für den Frieden	12
Literaturverzeichnis.....	14
Anhang	16
Reinhold Seeberg: „Innere Front 1917“	16
Otto Baumgarten 1917: Evangelisch Sozialer Kongress.....	19
Adolf Deißmann 1917: Ökumene von morgen	21

Kirche im Krieg

Der Erste Weltkrieg als europäische Christentumspraxis

100 Jahre Erster Weltkrieg

Drei autobiografische Szenen

Mit drei autobiografischen Szenen möchte ich beginnen:

Erste Szene: Vor knapp vierzig Jahren saßen wir im Institut für christliche Gesellschaftslehre im Seminar „Protestantismus und Revolution“ von Günter Brakelmann. Wir fragten uns: Welche Rolle hat eigentlich der deutsche Protestantismus bei der Entstehung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gespielt? Die bittere Erkenntnis: Hitler hat die Masse seiner Stimmen bei den Reichstagswahlen der Weimarer Jahre in den protestantischen Gebieten bekommen. Die passende analytische Formel unseres akademischen Lehrers lautete: *„Kein theologischer Satz ist politisch unschuldig“*. Sie findet sich in seiner Monografie über Reinhold Seeberg als Theologen des deutschen Imperialismus und in seinem Beitrag über die deutsche Kriegstheologie (Brakelmann, Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus, 1974, S. 15; Brakelmann, Der Kriegsprotestantismus 1870/71 und 1914-1918. Einige Anmerkungen, 2005), S. 103).

Zweite Szene: Ich war junger Pastor im Hilfsdienst in den achtziger Jahren. – In meinem Terminkalender waren Name und Adresse eines besonderen Jubilars für einen Hausbesuch vorgemerkt: Ein Gemeindeglied feierte seinen neunzigsten Geburtstag. Wir waren allein zu zweit und hatten genug Zeit für ein Gespräch. Ehe ich mich versah, fand ich mich wieder mitten in der Schlacht von Verdun: *„Ich war dabei damals, 1916, und ich hab's überlebt!“* Detailgenau erzählte er mir von seinen Erlebnissen – nach 70 Jahren. Ich hab's bis heute nicht vergessen. Ethik und Seelsorge liegen immer nahe beieinander, zumindest dann, wenn christliche Ethik und christliche Seelsorge bei ihrer Sache bleiben. Ansonsten würde es reichen, politisch-moralische Prinzipien zu exekutieren und religiöse Befindlichkeiten zu pflegen. Dann kommt es zu Aussagen wie dieser: *„Durch Krieg treibt Gott seine Seelsorge an den Völkern.“* Christoph Blumhardt d. Ä. hat sich zu Kriegsbeginn 1914 sehr anders geäußert: *„Es ist der Herr“* war das Leitmotiv seiner Predigt. Anders als die meisten anderen Prediger kannte er allerdings Gottes Absichten nicht und wollte auch nicht urteilen, wer am Krieg Schuld sei.

Dritte Szene: Seit ziemlich genau einem Jahr lebe ich in Bochum, und zwar in Ehrenfeld. Wer von der Königsallee (die gibt es nicht nur in Düsseldorf) in den Waldring abbiegt, sieht rechter Hand ein typisches Kriegerdenkmal aus den zwanziger Jahren. Es zeigt einen in Stein gehauenen brüllenden Löwen, durchbohrt von einem Speer. Insgesamt macht der Denkmalplatz einen verwahrlosten Eindruck. Die Sockelinschrift lautet sinngemäß: *„Der Übermacht erlegen, im Geiste unbesiegt.“* Als Dokument der Unbußfähigkeit und historischen Versagens erinnert es auf seine Weise an den moralischen und politischen Bankrott des vermeintlich so kultivierten und zivilisierten christlich-abendländischen Westens. Man hat versucht, die zitierte Inschrift zu entfernen, was jedoch nicht restlos gelungen ist. Etwas bemüht und hilflos ist seitlich am Sockel eine Tafel angebracht. Sie weist darauf hin, dass dieses Denkmal aller Opfer von Kriegen und Gewalttaten gedenkt.

Hoffnungszeichen: Krieg soll nicht sein

Die Zeit ist vorangeschritten. Die Zeitzeugen leben nicht mehr, das Kriegerdankmal wird kaum noch beachtet, und der erste Weltkrieg ist bei allen bis heute spürbaren Wirkungen nun wirklich Geschichte. Im kommenden Jahr liegt sein Beginn 100 Jahre zurück. Heute auf den Weltkrieg zurückzuschauen, was heißt das eigentlich?

Die europäische Christenheit nach 1945 hat sich mehrheitlich nicht als Legitimationsagentur nationalistischer, imperialistischer und ideologischer Kriegspropaganda missbrauchen lassen, sondern ihren Platz in einer freiheitlichen Rechts- und Friedensordnung gefunden, die mit den Hauptformen eines christlichen Ethos kongruent ist. Die europäische Christenheit weiß darüber hinaus offensichtlich auch die unverdiente Gnade der individuellen, kollektiven und korporativen Religionsfreiheit verantwortlich und mit Augenmaß zu nutzen. Das innerhalb Europas sehr vielgestaltige Staatskirchenrecht trägt, bei aller Kritik, die es aus sehr unterschiedlichen Gründen immer wieder auf sich zieht, wesentlich dazu bei, die Friedenspotentiale kirchlich verfasster christlicher Religion wirksam werden zu lassen.

Perspektivwechsel: Von der Randposition zum Mainstream

Woran liegt das? Offensichtlich sind diejenigen protestantischen Positionen, die zur Zeit des 1. Weltkriegs eine Sache unterlegener Minderheiten war, heute, wenn nicht selbstverständlich, so doch weithin zustimmungsfähig geworden. Und Haltungen, die seinerzeit theologisch en vogue waren, sind inzwischen derartig diskreditiert, dass man sich mit ihnen ganz zu Recht nicht mehr in die Öffentlichkeit wagen darf.

Dies schlägt sich beispielsweise in den aktuellen Debatten über die nachträgliche Änderung von Straßennamen wieder. In der unmittelbaren Nachbarschaft meines Elternhauses im Mülheim an der Ruhr (es steht in der Reichs-Heimstätten-Siedlung „Eigene Scholle“) wurden der „Adolf-Stöcker-Platz“ und die „Adolf-Stöcker-Straße“ umbenannt in „Anne-Frank-Straße“ und „Anne-Frank-Platz“, und der „Hindenburgplatz“ in Münster trägt jetzt die Bezeichnung „Schlossplatz“.¹

Um welche Positionen handelte es sich? Liest man die Quellen mit den Augen des heutigen Zeitgenossen, so ergreift einen bei der Lektüre der damaligen Mainstream-Positionen das kalte Grausen bis hin zu körperlichem Widerwillen. Schon der Aufruf Wilhelms II. an das deutsche Volk zum Kriegsbeginn schlägt den Ton an, in dem in der Folgezeit landauf – landab geredet und geschrieben werden sollte. Der Aufruf beruht auf einer Vorlage des evangelischen Theologen Adolf von Harnack.

„An das deutsche Volk

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten, man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

¹ Es sei dahingestellt, ob es wirklich von einer geklärten politisch-ethischen Haltung und differenzierten historischen Sichtweise zeugt, einen christlich-sozialen Politiker auf seinen in der Tat kritikwürdigen Antisemitismus zu reduzieren, oder den Namen eines der ersten demokratisch gewählten Reichspräsidenten zu Beginn eines neuen Jahrtausends aus dem öffentlichen Erscheinungsbild verschwinden zu lassen, der in der Tat den damaligen Souverän in seiner ganzen Ambivalenz und Problematik repräsentierte. Politische Säuberungen durch Zeitgenossen oder Nachgeborene sind und bleiben ein problematisches Unterfangen, auch dann, wenn es eine Vielzahl guter Gründe dafür gibt.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf! zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter neu sich gründeten.

Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.

Berlin, den 6. August 1914 Wilhelm“ (WilhelmII, 1914.2013)

Ohne Zweifel dominierte der deutsche Nationalprotestantismus die anderen protestantischen Strömungen in Deutschland bis weit in den Krieg hinein. Aber: In der Nacht sind nicht alle Katzen grau: Es hat im deutschen Protestantismus Vertreter gegeben, die zu Kriegsbeginn dem Rausch des Geistes vom August 1914 verfallen sind und ihm auch Ausdruck verliehen, dann aber dazugelernt haben. Der Name Adolf von Harnack ist bereits gefallen. Und es hat ebenso Vertreter dieses deutschen Protestantismus gegeben, wie zum Beispiel Reinhold Seeberg, die sich über das Ende des Krieges hinaus radikalisiert haben und sich schließlich als Propagandisten der nationalsozialistischen Ideologie betätigt haben.

Was sich für die beiden großbürgerlichen Baltendeutschen Adolf von Harnack und Reinhold Seeberg zeigen lässt (Kaufmann, 2005), ist auch am Beispiel von Emanuel Hirsch und Paul Tillich aufweisbar. Die Kommilitonen im Wingolf konnten die Auffassungen der beiden liberalen, tief vom deutschen Idealismus geprägten lutherischen Theologen in der Diskussion kaum voneinander unterscheiden. Die Verarbeitung des Kriegsgeschehens und die damit verbundenen Verweigerungs- bzw. Lernprozesse führten aber zu radikal entgegengesetzten Konsequenzen. Reinhold Seeberg und Emanuel Hirsch werden Propagandisten der völkischen Revolution, Adolf von Harnack wird Vernunftrepublikaner und Paul Tillich religiöser Sozialist.

Es lohnt sich also, zu differenzieren, und zwar sowohl systematisch wie auch chronologisch.

Systematisch heißt: Das Spektrum der Haltungen und Meinungen in Deutschland war zu Kriegsbeginn nicht weniger breit als heute, wenn auch die Mehrheiten sich gründlich verschoben haben: reaktionär (fundamentalistisch), konservativ (modern-positiv), erwecklich-charismatisch (Gemeinschaftschristentum), modern (liberal), sozialistisch (religiös-sozial) – die Linien ziehen sich bis heute durch. Chronologisch heißt: Es gibt signifikante Wandlungen entlang den Biografien der Protagonisten. Die Einen tönnten am Anfang laut und brüllten am Ende nicht leiser, die Nächsten lernten, mitunter sehr schmerzhaft dazu, und die Letzten waren und blieben in der Minderheit (s. o.). Es lindert zumindest heute das quälende Gefühl, welches die Nachgeborenen bei der Lektüre zeitgenössischer Quellen beschleicht, dass es sie, die Sozialliberalen, die Ökumeniker, die stillen Friedensfreunde, die religiösen Sozialisten, die Wehrdienstverweigerer und Deserteure, ja und auch die abständigen Gruppen wie die Zeugen Jehovas zumindest auch gegeben hat.

Krieg als europäische Christentumspraxis

Christlich geprägte Länder mit christlich geprägten Eliten und christlich erzogenen Bevölkerungen haben mit christlich geprägten Legitimationsformeln für die Bewältigung ihrer Interessenkonflikte Methoden entfaltet, die zugleich Ausdruck ihres christlichen Selbstverständnisses gewesen sind. Wir müssen allerdings bei diesem Christentum, das sich in diesem Selbstverständnis manifestiert hat, von einem, gemessen an seinem konstitutiven Grund, dem Evangelium von Jesus Christus, entfremdeten, verfälschten, in ideologische Gefangenschaft geratenen Christentum sprechen.

Ich möchte in diesem Vortrag den ersten Weltkrieg als eine historische Gestalt europäischer Christentumspraxis unter den Bedingungen der Moderne charakterisieren und dabei dem deutschen Protestantismus besondere Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Der Blick soll jedoch nicht national und konfessionell verengt sein. Dies würde lediglich eine Haltung wiederholen, die stets selbst Teil

des Problems des deutschen Nationalprotestantismus gewesen ist. Gerhard Besier hat dies in seiner Habilitationsschrift von 1981 nachdrücklich angemerkt und formuliert: *„Im August 1914 stellten sich die deutschen Kirchen ebenso in den Dienst der moralischen Stabilisierung der Kriegsmentalität ihres Volkes wie die Church of England und die Fédération Protestante de France. Jede Kirche suchte das moralische Recht für ihre Nation zu reklamieren, einen bellum justum zu führen. Wenn es vereinzelt Stimmen gab (wie die von Charles Babut), die eine Teilnahme an der bewaffneten Auseinandersetzung überhaupt problematisierten, so verhalten sie jedenfalls ungehört* (Besier, Krieg-Frieden-Abrüstung. Die Haltung der europäischen und amerikanischen Kirchen zur Frage der deutschen Kriegsschuld 1914-1933. Ein kirchenhistorischer Beitrag zur Friedensforschung und Friedenserziehung, 1982, S. 324). Dies nimmt dem Christentum in Deutschland nichts von seiner Verantwortung, fördert aber das Verstehen von Bedingungen und Ursachen einer gesamteuropäischen Fehlentwicklung.

Nationalismus: Moderne Synthese von Emanzipation und Religion

Die Überschrift *„Krieg als europäische Christentumspraxis“* mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen. Sie scheint mir aber geeignet, folgende Beobachtungen und Überlegungen auf eine Formel zu bringen:

Der Krieg, seine Rechtfertigung und Unterstützung waren offensichtlich bis auf ganz marginale Milieus für die europäische Christenheit scheinbar alternativlos. Der deutsche Nationalprotestantismus – beispielsweise in den siebziger Jahren u. a. von Günter Brakelmann aufgrund umfassender Quellenkenntnis kritisch analysiert – ist in dieser Sichtweise nicht unbedingt originell, aber markant und exemplarisch für die Bereitschaft, sich den vermeintlich verbindlichen Relevanzbedingungen der Zeit nicht nur anzupassen, sondern sich ihnen anzuschmiegen- oder ein- und unterzuordnen.

Glaube und Geschichte

Der Alten Kirche ist unter den Bedingungen des Römischen Reiches etwas Großes gelungen: Sie schuf das Bischofsamt, das Glaubensbekenntnis und den Kanon biblischer Schriften.² So konnte sie ihre Identität auch angesichts politischer Repression (Christenverfolgungen) und ideologischer Gefährdungen (Gnosis, Arianismus) wahren. Der Preis dafür waren die Verrechtlichung und Hierarchisierung der Kirche, die prekäre Balance zwischen Glaube und Macht (Konstantin) sowie die Abspaltung der liturgischen von der diakonischen Praxis. Autorität und Doktrin wurden zu bestimmenden Faktoren.

Der Kirche des angeblich so finsternen Mittelalters ist ihrerseits etwas Großes gelungen: Sie hat die Transformation des Christentums aus der mediterranen Kultur in den nordalpinen Raum durch Mission, Erziehung, theologische Integration, Frömmigkeitspraxis und Rechtsentwicklung so gestaltet, dass nach der sogenannten „Völkerwanderung“ und dem Zusammenbruch des römischen Reiches der Religions-, Kultur- und Politikraum Europa unter christlicher Prägung entstand. Der Preis dafür war die Spaltung Europas in den katholischen Westen und den orthodoxen Osten und eine rigide pädagogisch-moralische Kontroll- und Ausgrenzungspraxis abweichender Gruppen und Personen unter Zuhilfenahme weltlicher Macht.

Als Korrektoren gegenüber Vereinseitigungen und Erstarrungen gab es jedoch stets ein großes Reservoir eigenständiger, wohlorganisierter Gemeinschaften wie die Mönchsgemeinschaften oder Frömmigkeitsströmungen wie die Mystik, die eine Vielzahl von Individuen erfassten und immer wieder zu Reformimpulsen und Wandlungen der kirchlichen Christentumspraxis führten.

Mit den reformatorischen Bewegungen eröffnete sich die Möglichkeit, wiederum eine neue, tragfähige Zuordnung von Ordnung und Person, Glaube und Humanität zu schaffen. Die Chance wäre gewesen, Christentum und Humanismus, christlichen Glauben, antikes und germanisches Erbe unter den Bedingungen der maritimen Globalisierung, der technischen Entwicklung und der geistigen

² Vgl. zum Folgenden: (Moeller, 2011)

Renaissance friedlich neu zu justieren. Das Scheitern dieses neo-augustinischen Reformprojekts, das sich in den Spaltungen des 16. Jahrhunderts und im Dreißigjährigen Krieg manifestierte, setzte einen Säkularisierungs-, Differenzierungs- und Individualisierungsprozess in Gang, der mit der Vereinzelung und Verabsolutierung von Nation, Macht, Bürokratie, Technik, Wirtschaft, Vernunft, Emotion, Wille und Handeln im 20. Jahrhundert einen dramatisch-kritischen Höhe- und Wendepunkt erreichte. Spätestens seit der bürgerlichen Revolution in Frankreich standen in Europa republikanisch-demokratisch-laizistische und monarchisch-legitimistisch-religiöse Formationen gegeneinander. Damit waren der „Geist von 1789“ und die „Ideen von 1914“ aus der Flasche gelassen.

Konfessionelle Landesherrschaft und Nationalismus

Die nach dem Augsburger Religionsfrieden und dem Westfälischen Frieden konfessionell und innerkonfessionell vielfach gespaltene und verästelte Christenheit hat aus sich und aus ihren einzelnen Facetten heraus weder die theoretischen Mittel noch die praktische Kraft entfalten können, den europäischen Modernisierungsprozess friedlich zu gestalten. Stattdessen hat sie durch die religiöse Aufladung territorialer Herrschaft in der Entwicklung der Nationalstaaten daran mitgewirkt, die Voraussetzungen für einen zweiten dreißigjährigen Krieg im 20. Jahrhundert (Wehler, 2003) zu schaffen, in dem sich auf bisher beispiellose Weise die Herrschafts- und Rivalitätskonflikte der westlichen Welt aufgrund der industriellen Revolution entladen haben.

An der Vertiefung und Verschärfung dieser Konflikte, nicht an ihrer konstruktiven Bearbeitung haben Theologie und Kirche mehrheitlich aktiv mitgewirkt. Eher symbolischen Charakter trugen Initiativen und Akte, die von den Kirchen der neutralen Staaten ausgingen oder von den traditionell pazifistischen spiritualisierenden christlichen Kleingruppen oder von zum Martyrium bereiten Einzelpersonen wie Kriegsdienstverweigerern und Deserteuren aus Gewissensgründen ausgingen (s.o.).

Religion und Nation

Dies wirft die Frage auf, welche konkreten Voraussetzungen gegeben sein mussten, Mentalitäten des europäischen Christentums zu prägen, die es von vornherein ausgeschlossen sein ließen, *nicht* den Vorgaben der jeweiligen nationalen Regierungen der Entente, der Mittelmächte oder der neutralen Staaten zu folgen. Unabhängig von der Frage ob evangelisch oder katholisch – offensichtlich bestand in der jeweiligen Öffentlichkeit für die christlichen Kirchen die unabweisbare Notwendigkeit, entweder ihre nationale Zuverlässigkeit oder ihren nationalen Führungsanspruch unter Beweis zu stellen.

Die Situation von Christentum und Kirche im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde von diesen selbst als bedrohlich und prekär wahrgenommen. Schauen wir auf das Deutsche Reich: Bereits die große Rede Wicherns auf dem Kirchentag 1848 zu Wittenberg spiegelte die Säkularisierungängste des Protestantismus in Deutschland wider. Und spätestens die Dogmatisierung des päpstlichen Unfehlbarkeitsanspruchs durch das 1. Vatikanische Konzil und dessen Begründung dokumentieren die Bedrohungsgefühle auch der römisch-katholischen Kirche, die durch die neuzeitlichen Umbrüche in Religionspraxis, Naturwissenschaft, Philosophie, Wirtschaft und Politik ausgelöst wurden. Aber damit sind die Ursachen für die Entkirchlichung des Lebens noch nicht hinreichend beschrieben:

„Weniger die Theologie und Frömmigkeitsformen als das geringe soziale Engagement und der staatskirchliche Charakter des Protestantismus waren Gründe, dass sich immer größere gesellschaftliche Kreise von den Kirchen abwandten. Neben der Entkirchlichung gab es eine zunehmende Dechristianisierung, das heißt, die Menschen trennten sich nicht nur von den verfassten Kirchen, sondern vom Christentum überhaupt. Dies konnte ein Schritt in eine radikale Säkularität und Religionslosigkeit überhaupt bedeuten, konnte aber auch mit der Hinwendung zu alten, nichtchristlichen Religionen oder mit der Schaffung semichristlicher oder nicht christlicher Religiosität verbunden sein. Im Kaiserreich trat die reale Situation aber noch nicht in aller Klarheit zu Tage, da sie weiterhin durch das Staatskirchentum verdeckt wurde.“ (Jung, 2002, S. 81)

Es hat zunächst den Anschein, als träte nun der Nationalismus als eine Art Ersatzreligion an die Stelle von Christentum und Kirche. Diesem Eindruck tritt Frank Becker jedoch entschieden entgegen und argumentiert:

„Von einer Beerbung der Religion durch den Nationalismus kann [...] gar keine Rede sein. Beide Weltanschauungen koexistierten, und für ihr Verhältnis zueinander waren die zahlreichen Versuche, Synthesen zwischen dem einen und dem anderen zu bilden, von viel größerer Bedeutung. Diese Synthesen ermöglichten es dem Nationalismus, an vorhandene mentale Dispositionen anzuknüpfen, die Menschen also nicht durch den Aufruf zu einer abrupten Neuorientierung verunsichern zu müssen, und sie erlaubten es den Kirchen, ihre Deutungsangebote durch die Verknüpfung mit einer modernen Ideenwelt zeitgemäß und attraktiv zu präsentieren.“ (Becker, 2005, S. 23)

Kriegstheologie

Konstitutiver Bestandteil der Synthese von nationalstaatlicher Herrschaft und christlicher Religion war eine theologisch-religiöse Deutung des Krieges. Dessen Wesen und allgemeine Bedeutung bedurften dieser Deutung genauso wie die jeweilige konkrete Situation des Krieges, wie sie sich in der Wahrnehmung aufgrund eines nationalreligiösen Vorverständnisses darbot. Kein Nationalismus ohne Kriegstheologie. Das Eine ist ohne das andere nicht zu haben. Die Nation ist ein Konstrukt, das aus historischen und systematischen Gründen Politik und Religion miteinander verbinden muss, um die Einheit und Handlungsfähigkeit des Territorialstaates zu gewährleisten, der sich religiöser Legitimation weltlicher Partikularherrschaft und politischer Emanzipation von Reich und Kirche verdankt. Deshalb bedarf das politisch Faktische der legitimierenden und erklärenden religiösen Deutung. Damit fällt noch einmal ein besonderes Licht auf die Formel „kein theologischer Satz ist politisch unschuldig“ (Brakelmann).

Der Begriff „Kriegstheologie“ ist mehrdeutig. Er kann theologische Reflexionen aus Anlass eines Krieges bezeichnen, seine systematische Erörterung im Kontext theologischer Wissenschaft, das existentielle Bemühen, das Phänomen der Krieges durch theologische Besinnung zu bearbeiten, die implizite normative Systematik kirchlicher oder christlich-religiöser Aussagen und vieles andere mehr. Hier soll der Begriff „Kriegstheologie“ heißen: Explizite oder Implizite erbauliche oder systematische Aussagen von Christen mit dem Anspruch, den Krieg im Allgemeinen und seine Erscheinungsformen im Besonderen gültig religiös zu deuten. Kriegstheologie wird hier interpretiert als notwendiger Ausdruck der beschriebenen Synthese von staatlicher Herrschaft und christlicher Religion durch den Begriff „Nation“.

„Die“ evangelische Kriegstheologie gab es dabei allerdings ebenso wenig, wie es heute „die“ evangelische Friedensethik heute gibt. (Auf die Notwendigkeit der Differenzierung wurde bereits hingewiesen.)

Theologischer Wirklichkeits- und Deutungsanspruch

Schon die Tatsache, dass sich mit dem Kriegsbeginn eine Flut von Veröffentlichungen und öffentlichen Äußerungen aus der Feder und aus dem Munde von kirchlichen Amtsträgern, christlichen Theologen und Verantwortlichen ergießt, lässt aufmerken. Offensichtlich sehen sich entsprechend engagierte Institutionen, Gruppen und Persönlichkeiten gerade hier sowohl berufen als auch befähigt, sich deutend und orientierend zu äußern. Hans-Ulrich Wehler hält dem Bildungsbürgertum und insbesondere den Kirchen einen Spiegel vor. Bei dieser Gelegenheit entmythologisiert er die lange als sicher geltende Auffassung, dass die Kriegseuphorie weite Kreise der Bevölkerung erfasst hätte: *„Selbst diese Auguststimmung blieb indes [...] kurzlebig und vor allem sozial begrenzt. Sie erfaßte das Bildungsbürgertum und einen Großteil der mobilisierten Soldaten, während sie ausrückten. Aber das Proletariat in Stadt und Land blieb durchweg ebenso passiv wie die bäuerliche Bevölkerung. Unbestreitbar schwand die Aufbruchstimmung rasch dahin, als die desillusionierende Einsicht in tödliche Gefahren um sich griff; ein radikalisierte Kriegsnationalismus ist auch während der folgenden Jahre nicht nachweisbar.“ (Wehler, 2003, S. 21f.)*

Da insbesondere die führenden Schichten der Kirchen dem Bildungsbürgertum angehörten, wundert es daher nicht, dass im Kriegsverlauf die theologischen Interpretationen der politischen Agenda folgen und die Gegensätze innerhalb von Theologie und Kirche den politischen Polaritäten entsprechen.

Verlauf der Kriegsereignisse

In Deutschland³ forderten insbesondere die Wirtschafts-, Macht- und Bildungseliten eine stärkere internationale Stellung ihrer Nation. Wirtschaftliche Kraft und politische Macht sollten einander entsprechen. Ein „Eventual-Präventivkrieg“ (von Tirpitz) gegen Frankreich und Russland sollte nach Auffassung der deutschen Reichsleitung die sich verschlechternde außen- und militärpolitische Lage nachhaltig verbessern. Es gelang der deutschen Politik, intern den Eindruck zu erzeugen, Opfer eines internationalen Komplotts zu sein und eine Kriegseuphorie zu erzeugen, die vornehmlich vom Bildungsbürgertum und insbesondere von den christlichen Kirchen befeuert wurde. Der „August 1914“ und der sog. „Burgfriede“ zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie schienen der Möglichkeit Raum zu geben, nationale Stimmungen zu bündeln und innenpolitische Reformen auf die Zeit nach dem Sieg zu vertagen.

Die politischen Kalküle gingen jedoch nicht auf: Nur nach einer äußerst kontroversen Debatte im Reichstag bewilligte die Sozialdemokratie die Kriegskredite. Die Kriegszieldebatte geriet außer Kontrolle. Die militärische Entwicklung verlief nicht wie geplant. Die öffentliche Meinung ließ eine realistische öffentliche Einschätzung der Lage je länger je weniger zu. Militärische Lage und Kriegspropaganda waren nicht mehr vermittelt. Die Verlustzahlen stiegen, die Versorgungslage verschlechterte sich, die Wirtschafts- und Finanzelite nutzte den Krieg zu schamloser Bereicherung.

Die Verdun-Offensive im 1916 war unter größten Verlusten gescheitert. Die bestialischen Kriegserfahrungen demoralisierten die Soldaten. Der zum 1. Februar 1917 beschlossene unbeschränkte U-Boot-Krieg führte zum Kriegseintritt der USA. Ein Friedensangebot des Reichstags vom 19.07.1917 blieb wirkungslos. Die Rüstungsaufwendungen dynamisierten die Lohn-Preis-Spirale mit der entsprechenden Verschärfung der sozialen Spaltung, die sich u. a. in Hungerkrawallen und einem blühenden Schwarzmarkt zeigte. Die nationale Presse, Durchhalteappelle und eine strenge Zensur, sowie zunächst sich einstellende Erfolge des U-Boot-Krieges und das Ausscheiden Russlands aus dem Krieg durch die Februarrevolution 1917 schienen noch eine Aussicht auf Erfolg zu geben. Politische Streiks und die Gründung der USPD waren jedoch bereits Signale, die anzeigten, dass die sogenannte „Osterbotschaft“ Wilhelms II vom April 1917 zu spät und zu schwach war, um innenpolitisch irgendwelche stabilisierende Wirkungen zu entfalten.

Reichskanzler Bethmann-Hollweg scheiterte mit seiner „Politik der Diagonalen“, die Bürger und Arbeiter miteinander verbinden sollte, und wurde zum Rücktritt gezwungen. Die OHL unter Hindenburg und Ludendorff zwang Russland den Frieden von Brest-Litowsk auf und provozierte damit sowohl die Westmächte wie auch die Arbeiterschaft in Deutschland. Eine letzte Offensive im Westen sollte den eingeschlagenen Weg unumkehrbar machen, scheiterte aber. Einer Initiative des Reichstags kam die OHL zuvor, indem sie am 29. September 1918 verlangte, die parlamentarische Regierung müsse ein Waffenstillstandsangebot an Präsident Wilson herausgeben. Diese Aufgabe erfüllte die Regierung unter Prinz Max von Baden am 5. Oktober 1918. Die Verantwortung für die sich anbahnende Niederlage und deren Folgen schob Ludendorff der Politik und der Heimat zu (Dolchstoßlegende). Aus der in Kiel beginnenden Matrosenrevolte entzündete sich die Revolution der Arbeiter und Soldaten. Wilhelm II dankte ab, und die völlige Niederlage des Deutschen Reiches fand ihre schriftliche Dokumentation im Vertrag von Versailles.

Politische Agenda und religiöse Deutung

Karl Barth prägte 1933 in seiner die gleichnamige Reihe begründenden Schrift „Theologische Existenz heute“ das berühmte Diktum, er bemühe sich, mit seinen Studenten in Bonn „nach wie vor und als

³ Zur hier angedeuteten Verlaufsskizze des 1. Weltkriegs vgl. (Mommsen, 2009).

wäre nichts geschehen – vielleicht in leise erhöhtem Ton, aber ohne direkte Bezugnahmen – Theologie und nur Theologie zu treiben.“ (Barth, 1933, S. 3) Davon kann im Blick auf die Kriegstheologie der wilhelminischen Zeit keine Rede sein. Hier folgt vielmehr die Theologie der politischen Agenda. Ob Festkalender oder Agenda, ob Tonlage oder Reflexionsgegenstand: Erbauliche Rede und theologische Reflexion folgen der vermeintlichen Logik des Krieges.

Diese Themen bündeln sich im Jahr 1917: Innenpolitischen Reformen, Kriegsziele, Krieg und Frieden, die Rolle der Kirche im Kriege, der Kaiser und sein Feldmarschall, die Form der organisierten Meinungsbildung im Kriege und das Handeln Gottes in der Geschichte.⁴

Wie weit der Krieg mit seinen Themen auch die Predigt der Pfarrer in Beschlag genommen hat, wurde 1967 bleibend gültig von Wilhelm Pressel untersucht (Pressel, 1967). In seinem Fazit kritisiert Pressel die „idealistisch-enthusiastische Verfälschung des biblisch-reformatorischen Geistverständnisses als Grundmotiv“ (S. 338), das „Missverständnis der Predigt als Mittel zur Darstellung und Vertiefung des Kriegserlebnisses“ (S. 342), die „Vermischung von Geschichte und Heilsgeschehen“ (S. 346), die „Entpersönlichung des Gottesgedankens“ (S. 350) sowie die „Moralisierung und Ideologisierung des Christentums“ (S. 353).

Ich will auf ausführliche Zitate und Analysen von Dokumenten deutscher Kriegstheologie verzichten; dies ist andernorts ausführlich geschehen, vgl. z.B. (Brakelmann, Der Kriegsprotestantismus 1870/71 und 1914-1918. Einige Anmerkungen, 2005) oder (Wehler, 2003, S. 14-38). Das „Kriegsvaterunser“ des Religionspädagogen Dietrich Vorwerk in seinem Kriegsliederheft „Hurra und Halleluja“ (Schwerin 1914, S. 31, zit. Nach Brakelmann 2005, S. 109f.) stehe hier stellvertretend für eine Unzahl von blasphemischen Einlassungen:

*„Vater unser, aus Himmelshöhen
Eile, den deutschen [sic!] beizustehen,
Hilf uns im heiligen Kriege!
Laß deinen Namen sternengleich
Uns vorleuchten, dein deutsches Reich
Führ zum herrlichsten Siege!*

*Wer wird unter den Siegern stehn?
Wer wird ins dunkle Schwertgrab gehen?
Herr, dein Wille geschehe!
Ist auch kärglich des Krieges Brot,
Schaff nur täglich den Feinden Tod
Und zehnfältiges Wehe!*

*In barmherziger Langmut vergib
Jede Kugel und jeden Hieb,
Die wir vorbeigesendet!
In die Versuchung führe uns nicht,
Daß unser Zorn dein Gottesgericht
Allzu milde vollendet!*

*Uns und unserem Bundesfreund
Gib Erlösung vom höllischen Feind
Und seinen Dienern auf Erden!*

⁴ Vgl. die kirchlichen Äußerungen zu diesen Themen der politischen Agenda bei (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974).

*Dein ist das Reich, das deutsche Land;
Uns muß durch deine gepanzerte Hand
Kraft und Herrlichkeit werden!“*

Freund und Feind

Zwar hat erst Carl Schmitt in seiner politischen Theologie das Freund-Feind-Schema als Leitdifferenz des Politischen eingeführt und systematisch ausgearbeitet. Der Protestantismus des 1. Weltkriegs weist allerdings schon genau die wesentlichen Merkmale des Freund-Feind-Denkens auf. Das Freund-Feind-Denken gilt nicht nur zwischen den Kriegsgegnern, es wird auch auf die innenpolitischen und letztlich auf die innerkirchlichen Gegensätze übertragen.

Politische Loyalität gegenüber dem Vaterland, der Nation, entscheidet über Kommunikations- und Gemeinschaftsbereitschaft zwischen Christen, nicht Wort und Glaube, Taufe, Abendmahl und Buße; denn *„Parlamentarisierung und Demokratisierung waren für die Mentalität dieser Konservativen [sc. deren Milieu die meisten Protestanten zugehörten] nicht nur gegen die Logik der deutschen Geschichte, sondern Inbegriff eines gegen Gott und seinen Ordnungswillen gerichteten säkularen selbstmächtigen Geistes“* (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 11). In einem Gemeindebrief findet sich folgerichtig auch ein entsprechend konkreter Aufruf zur Zeichnung von Kriegsanleihen (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 267f.):

„Und was tust Du für Deutschlands große Stunde?

1. Dein Gold gehört dem Vaterland!

Und

2. Zeichne die 7. Kriegsanleihe!

Und

3. Bist Du schon Mitglied der „Deutschen Vaterlandspartei?“

Nein – Nein – Nein? Wie willst Du bestehen? Vor Deinem Vaterlande – Deinem Gewissen – Deinem Gott?“

Insofern mussten also auch konservative Theologen wie insbesondere Reinhold Seeberg und Reinhard Mumm und sozialliberale Theologen wie Harnack, Troeltsch, Delbrück, Friedrich Naumann und Max Weber einander wie in feindlichen Lagern gegenüber stehen: Annexionismus und Siegfrieden hier, Interessenausgleich und Verhandlungsfrieden dort, Durchsetzung des traditionell-elitären Machtansprüche hier, politische und soziale Reform dort.

Ein Vergleich zweier Persönlichkeiten wie Reinhold Seeberg und Otto Baumgarten kann diese Polarität deutlich machen. Für den Einen ist Politik *„angewandte Geschichtsphilosophie und praktizierte Theologie“* (Brakelmann, Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus, 1974, S. 14), für den Anderen ist sie eine *„Gesamtverantwortung, die nur durch Reformarbeit zu realisieren“* ist (Brakelmann, Krieg und Gewissen. Otto Baumgarten als Politiker und Theologie im Ersten Weltkrieg, 1991, S. 19)

Religion als Ideologie – Religion als Hoffnungsperspektive

Ein umfassender *religiöser* Deutungsanspruch bekommt die realpolitischen und wirtschaftlichen Kriegsursachen und -entwicklungen und damit eben die instrumentelle Funktion von Religion und Kirche im Dienste der Macht- und Besitzeliten nur verzerrt in den Blick. Konfrontiert man die religiöse Propaganda mit einer historisch-kritischen Analyse der politischen, wirtschaftlichen, agrarischen und finanzpolitischen Rahmenbedingungen und Entwicklungen (Wehler, 2003, S. 39-68), so kommen einem die hochambitionierten Einlassungen bildungsbürgerlicher und eben auch kirchlicher Autoren wie Seeberg umso gespenstischer vor. Angesichts der innenpolitischen Klarsicht Baumgartens (das

zeitbedingte Pathos einmal vernachlässigt) und der theologisch-ethischen und ökumenischen Sensibilität Deißmanns will dem heutigen Betrachter kaum einleuchten, warum wenig aufregend erscheinende Formulierungen seinerzeit absolut marginalisiert waren.

Reinhold Seeberg: Innere Front

Seeberg fühlt sich in seinem Beitrag „Innere Front“ (1917!, s. Anhang) aufgefordert, dem totalen Krieg bis ins praktische Detail des Alltagslebens das Wort zu reden, Durchhalteparolen auszugeben und den Siegfrieden anzukündigen: *„Das Jahr 1917 geht zu Ende, und die ersten Friedenslüfte wehen ganz leise durch das Land. Blickt man auf unser Volk als Ganzes, so ist kein Zweifel, daß es immer noch an den Sieg glaubt, der uns sichern soll auf lange wider alle Feinde und uns eine frohe innere Entwicklung eröffnen soll. Wo aber solcher Glaube ist, da ist Kraft. Wie die äußere, so hat auch die innere Front ihre Pflicht getan.“* In: (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 246)

Otto Baumgarten: Innere Reformen

Baumgarten reagiert in seiner Eröffnungsrede des Evangelisch-sozialen Kongresses (1917) auf die Osterbotschaft des Kaisers, in der dieser unter anderem verlautbart: *„Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach Meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr [...] Das Verdienst des Herrenhauses und seine bleibende Bedeutung für den Staat wird kein König von Preußen verkennen. Das Herrenhaus wird aber den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung der Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt.“* (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 26f.) Zum Schluss seiner Ansprache verliest er den Wortlaut des Telegramms, das im Namen des Kongresses an den Kaiser gehen soll. Darin heißt es: *„Der neuen Zeit eines sozialen Königtums, voll Vertrauen zu der bewährten Treue unseres Volkes, will im alten Geiste des Evangeliums auch unser Kongress dienen.“* (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 29) (s. Anhang)

Adolf Deißmann: Ökumene von morgen

Pazifistische und internationalistische Argumentationen waren dem konservativen Mainstream untrügliche Kennzeichen für fehlende Vaterlandsliebe und Mangel an Mut und Siegeswillen. Dass der christliche Friedensauftrag in ökumenischer Perspektive ein viel höheres Maß an innerer Unabhängig, Mut und Opferbereitschaft fordern könnte als das lautstarke Bramarbasieren aus gesicherter Position ist ihm ein unzugänglicher Gedanke. Demgegenüber führt Deißmann in seinen Überlegungen über die Zukunft der Ökumene (1917) (s. Anhang) Beispiele aus seiner Feldkorrespondenz an, die deutlich machen, dass Friedenssehnsucht und Verständigungsbereitschaft nicht die Sache weniger schwächlicher Sonderlinge oder vaterlandsloser Ideologen ist, sondern eine Haltung, die den Forderungen der Kriegslage, dem politischen Auftrag Deutschlands und dem Geist des Christentums entspricht: *„Der Krieg soll – das müssen wir Deutschen ehrlich sagen – das Morgenrot eines neuen Zeitalters, eines neuen Zusammenarbeitens der Völker, einer neuen Geistigkeit und Liebe sein! Was Menschenkraft vermag, was deutscher Wille vermag, soll Friede die Frucht des Krieges und Leben die Frucht des Sterbens sein!“* (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 247)

Schicksalsgemeinschaft versus Glaubensfreiheit

Drei immerhin denkbare andere Optionen als eine nationalprotestantische Kriegstheologie sind von vornherein ausgeschaltet, wenn Vaterland und christlicher Glaube vermeintlich eine Schicksalsgemeinschaft und die Nation das Maß aller Dinge bilden: (1) Der kompromisslose Widerstand gegen die Verletzung des fünften Gebots durch Verweigerung und Desertion oder (2) die Hinnahme der Kriegsentscheidungen als Ausübung weltlicher Gewalt, verbunden mit seelsorglichem und diakonischem Beistand für die vom Leid Betroffenen, (3) vertrauliche ethische Politikberatung im

Sinne von Rechtlichkeit, Maß und Verantwortlichkeit oder (4) ökumenische Friedensarbeit einschließlich der öffentlichen Fürbitte für die Feinde.

Verweigerung und Desertion

Hartmut Lehmann konfrontiert in seinem Abschlussband „Das Christentum im 20. Jahrhundert“ zur Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen“ (Gäbler, bis 2012) die Selbstverständlichkeit, mit der das europäische Christentum sich in seinen Hauptströmungen in kriegstheologischen Deutungen erging, mit dem mutigen Glaubenszeugnis der Verweigerer und Deserteure: *„Nicht die offiziell bestellten Feldprediger oder die Pastoren an der Heimatfront, die Sonntag für Sonntag nicht zuletzt auch über die Pflichten der Christen gegenüber dem Vaterland predigten, sondern vergleichsweise kleine religiöse Gruppierungen, deren Geschichte als Friedenskirchen teilweise bis in die Zeit der Reformation zurückreicht, die Mennoniten und Quäker sowie die Zeugen Jehovas, boten in den Ländern der westlichen Welt bedrängten christlichen Gewissen schon vor den großen Kriegen des 20. Jahrhunderts und, unter ungleich erschwerten Bedingungen, während dieser Kriege [die Kriege des 20. Jh., Ergänzung d. d. Verf.] eine Alternative an. Diese Alternative hieß: Strikter Pazifismus und folglich Verweigerung des Kriegsdienstes aus Gewissensgründen.“* (Lehmann, 2012, S. 145-147)

Im Umgang mit der Kriegsdienstverweigerung zeigt das Deutsche Reich auch im Vergleich mit anderen westlichen Ländern eine unbarmherzige Härte. Tausende von Verurteilungen hat es gegeben, im ersten Weltkrieg mit Gefängnisstrafen, im Dritten Reich mit Justizmorden. Dies gilt auch für die Bestrafung von Fahnenflüchtigen. Kein Land bestrafte diese so drakonisch wie Deutschland, auch hier mit einer deutlich erkennbaren Steigerung in der Wehrmacht Hitlers gegenüber dem Heer des 1. Weltkriegs. Man wird die Motive von Deserteuren nicht idealisieren dürfen, aber der Verzweiflung und existentiellen Angst zu entkommen, sein Leben zu bewahren und sich einer unmenschlichen Kriegsmaschinerie zu entziehen, wird man nicht a priori für verwerflich halten dürfen. Die Haltung von nominell christlichen Kriegsrichtern, die Pazifisten, Kriegsdienstverweigerer und Deserteure mit drastischen Strafen belegten, dürften das größere Problem darstellen, vom System einer solchen Kriegsjustiz ganz zu schweigen.

Verkündigung und Seelsorge

Während in diesem Vortrag vor allen Dingen die politisch-ethische Struktur öffentlicher Äußerungen aus dem christlichen Raum betrachtet werden, soll deutlich hervorgehoben werden, dass während der gesamten Kriegsjahre das christliche Leben in Gottesdienst, Seelsorge, Diakonie und Unterweisung weiterhin seinen Lauf nahm. Es steht völlig außer Zweifel, dass es dort, im Verborgenen, viel treuen Dienst und treues Glaubenszeugnis in Wort und Tat gegeben hat. Angesichts der großen Mobilisierbarkeit auch der evangelischen Christen für die emotionalen nationalen Themen und angesichts der Mentalitäten, die sich spätestens in den zwanziger Jahren manifestiert haben, wäre es jedoch allzu apologetisch, davon zu abstrahieren, wie tief das nationale Ressentiment als religiöses Selbstbewusstsein in das Denken und Empfinden der Christen in Europa Eingang gefunden hat.

Als ein Beispiel für eine seelsorgliche Predigt, die sich der Kriegswirklichkeit stellt, ohne in nationales Pathos zu verfallen, sei hier eine Predigt Christoph Blumhardt vom August 1914 angeführt (Blumhardt, 1980). *„Es ist der Herr!“* So lautet die Formel, anhand derer Blumhardt die Geschichte und auch den Krieg als Handeln Gottes an den Menschen interpretiert, ohne sich anzumaßen, Gottes Absichten und Ziele zu kennen oder diese gar für irgendeine eigene Sache in Anspruch zu nehmen. Zwar teilt Blumhardt die kulturpessimistische Tendenz seiner Zeit und ist auch nicht ganz frei von einem moralisierenden Sündenverständnis. Der Rückgriff auf die alttestamentliche Prophetie dient jedoch dazu, den Krieg nicht etwa zu verherrlichen, sondern ihn als das zu bezeichnen, was er ist: ein Unglück. Dann folgt die seelsorgliche Zuspitzung: *„Wenn es dir oft fast nicht gelingen will, Geduld zu haben, so sei doch getrost im Innersten deines Herzens; ganz tief drin sollst du immer sagen: ‚Ich bin Gottes, mein Geschick ist Gottes, und wenn ich zittre, so zittre ich im Namen Gottes und habe Angst*

im Namen Gottes; und ich wenn ich krank werde, so bin ich krank im Namen des Herrn, der es so bestimmt hat in meinem Leben.“ (Blumhardt, 1980, S. 61)

Im Rausch vom August 1914 findet Ragatz Worte wie „Sünde, Unglück, Geduld, Getrostheit, Zittern, Angst, Krankheit, Tiefe. Es ist der Herr!“ Hier steht ein Seelsorger von Anfang an mit beiden Beinen auf dem Boden der Kriegsrealität und ist zugleich so in die Kommunikation des Evangeliums eingebunden, das mit dem Evangelium das Licht in die Welt kommt, das aus der Tiefe führt.

Verantwortliche Politikberatung

Laute Propaganda macht das Abwägen und Maßhalten schwer. Adolf von Harnack, dem es an nationaler Identifikation und Kriegsbegeisterung wahrlich zunächst nicht fehlte, hat aber je länger der Krieg dauerte, umso engagierter auf Reform und Verständigung hingearbeitet und dabei unter anderem das Mittel der Politikberatung durch Denkschriften (1916 und 1917) genutzt. So formuliert er etwa 1917 prägnant und markant: *„Darum sind die inneren Reformen wichtiger als der ganze U-Bootkrieg.“* (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 41) Harnack plädiert für soziale Reformen und einen Verständigungsfrieden, der auch Verzicht übt. Anstelle großer Annexionspläne soll der status quo ante das Maß sein (ausgenommen: das Baltikum). Er empfiehlt, die Friedensresolution des Reichstages wieder aufzugreifen, in der es u. a. hieß: *„Der Reichstag weist alle Pläne ab, die auf eine wirtschaftliche Absperrung und Verfeindung der Völker nach dem Kriege ausgehen.“* (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 59) Bereits 1916 hatte Harnack ein neues Wahlrecht, volle religiöse Freiheit und die Freiheit und das Koalitionsrecht der Gewerkschaften gefordert.

Otto Baumgarten würdigt in abgewogener Weise Leistungen und Grenzen des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg nach dessen Sturz, den die Rechte planmäßig betrieben und den Kanzler als „Flaumacher“ denunziert hatte. Er kommt zu dem Fazit: *„Es ist aber etwas wirklich Tragisches im Ende dieser Kanzlerschaft, das übrigens zum erstenmal nicht das Ende des viel erwiesenen Vertrauens seines Kaisers war. Wenn man so sagen darf, lag die tragische Schuld im Anstoßen an den unverbrüchlichen Gesetzen der Politik, im Verkennen des obersten Grundsatzes der Politik: Behauptung und rücksichtslose Durchsetzung der Macht.“* (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 73)

Ökumenische Friedensarbeit

Auf die ökumenische Friedensarbeit in der Zeit des 1. Weltkrieges sowie auf die Friedensinitiativen von Papst Benedikt XV und davor sei nur summarisch hingewiesen. Sie hat die Wurzeln für den weiteren Fortgang der Ökumene in den zwanziger Jahren bis heute gelegt. (Jung, 2002, S. 111-112), (Mayeur, 1992.2010, S. 374ff.)

Verantwortung für den Frieden

Edel wäre es, wenn wir sagen könnten: Nur gut, dass die Zeit der Kriege vorbei ist. Mit dem zwanzigsten Jahrhundert haben wir auch das Instrument und die Gefahr des Krieges hinter uns gelassen. In gewisser Hinsicht stimmt das. Rein normativ gesehen ist der Krieg kein legitimes Mittel der Politik mehr. Die UNO sieht dieses Instrument nicht mehr als rechtmäßiges Instrument mehr vor. Deshalb ist es beispielsweise der deutschen Politik so schwer gefallen, die Militärintervention in Afghanistan als „Krieg“ zu bezeichnen. Womöglich ist auf dieser, der rein normativen Ebene unter anderem auch die erste programmatische Aussage der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen von Amsterdam 1948 doch noch zu Ehren gekommen „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein“.⁵

⁵ Es bleibt bei dieser Formel eine gewisse Missverständlichkeit. Wird sie als eine Aussage über den offenbaren Willen Gottes in der Geschichte gelesen, so wird man sie als geschichtstheologisch und somit dogmatisch

Hilfreich wäre es, auch, wenn wir sagen könnten: Nur gut, dass die Christenheit nun einen angemessenen Weg gefunden hat, zur Versachlichung von Konflikten und zur Vermeidung von Kriegsursachen beizutragen. In gewisser Hinsicht stimmt auch das: Die Glorifizierung des Krieges ist sowohl in den Kirchen der orthodoxen, der römisch-katholischen und der reformatorischen Tradition verpönt. Der österliche Segen *urbi et orbi* des Bischofs von Rom findet weltweit als Symbol des Friedens Beachtung, die reformatorischen Kirchen führen seit Jahrzehnten engagierte Auseinandersetzungen über den richtigen Weg zum Frieden. Und ein Predigtzitat der ehemaligen Ratsvorsitzenden der EKD Margot Käßmann („Nichts ist gut in Afghanistan“) beförderte in Deutschland einmal mehr die kritische Diskussion über die Legitimität dieses Bundeswehreinsatzes, ja militärischer Interventionen überhaupt.

Gut wäre es schließlich auch, wenn man sagen könnte: Die europäischen Hauptkombattanten des 1. Weltkrieges haben dazugelernt. Auch das ist nicht völlig von der Hand zu weisen: Immerhin ist die Europäische Union mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden, war sie doch wesentlich dafür mitverantwortlich, dass auf den 2. Weltkrieg eine Friedensphase von 60 Jahren gefolgt ist. Die Transformation vom kalten Krieg zur Neuordnung Europas – der Balkan bildet einen Sonderfall – ist unblutig verlaufen. Das hat angesichts von EG, Europarat und OSCE sehr viel mit den europäischen Institutionen zu tun, die auch von den christlichen Kirchen durch Zustimmung mitgetragen werden und sich unter anderem aus christlichen Traditionen speisen.

Ob uns heute eine bessere Christentumspraxis gelingt, ob wir das Zeugnis des Geistes und der Kraft ablegen, sei dahingestellt. Wir kommen nicht daran vorbei, uns zu unserer eigenen Geschichte und zu unseren eigenen Herausforderungen heute zu verhalten, und dazu bedarf es eben auch des eigenen, nicht richtenden, aber zu verantwortenden Urteils. Hoffnungszeichen sind nicht zu leugnen. Zu leugnen ist aber auch nicht, dass im nominell christlich geprägten Westen weiterhin die Neigung besteht, militär-, sicherheits- und wirtschaftspolitischen Erwägungen den Vorrang vor einer Politik der gemeinsamen Sicherheit durch gemeinsame Entwicklung zu geben.

Der Weg zu einer kriegsursachenvermeidenden proaktiven Friedenspolitik ist noch weit. Ein Blick zurück auf den 1. Weltkrieg und seine Folgen trägt aber vielleicht dazu bei, die Plausibilität dieser friedensethischen Perspektive zu verstärken und für die Rolle des Christentums dabei zu sensibilisieren.

Literaturverzeichnis

- Barth, K. (1933). *Theologische Existenz heute!* München: Chr. Kaiser Verlag.
- Becker, F. (2005). Protestantische Euphorien 1870/71, 1914 und 1933. In M. / Gailus, *Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870-1970). Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes* (S. 19-44). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co KG.
- Besier, G. (1982). *Krieg-Frieden-Abrüstung. Die Haltung der europäischen und amerikanischen Kirchen zur Frage der deutschen Kriegsschuld 1914-1933. Ein kirchenhistorischer Beitrag zur Friedensforschung und Friedenserziehung.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Besier, G. (1984). *Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg. Ein Quellen- und Arbeitsbuch.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Blumhardt, C. (1980). Predigt nach Kriegsausbruch, August 1914. In H.-W. u. Krumwiede, *Neuzeit 2. Teil: 1870-1975* (S. 59-61). Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag.
- Brakelmann, G. (1974). *Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917.* Witten: Luther-Verlag.
- Brakelmann, G. (1974). *Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg. Reinhold Seelberg als Theologe des deutschen Imperialismus.* Witten: Luther Verlag.
- Brakelmann, G. (1991). *Krieg und Gewissen. Otto Baumgarten als Politiker und Theologie im Ersten Weltkrieg.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Brakelmann, G. (2005). Der Kriegsprotestantismus 1870/71 und 1914-1918. Einige Anmerkungen. In M. u. Gailus, *Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870-1970). Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes* (S. 103-114). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co KG.
- Buff, W. (27. August 2013). *Otto Baumgarten.* Von Neue deutsche Biographie 1, 1953, S. 659-660, Onlinefassung: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118817841.html> abgerufen
- Gäbler, U. &. (bis 2012). *Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen.* Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt GmbH.
- Jung, M. H. (2002). *Der Protestantismus in Deutschland von 1870 bis 1945.* Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt GmbH.
- Kaufmann, T. (2005). Die Harnacks und die Seebergs. "Nationalprotestantische Metalitäten" im Spiegel zweier Theologenfamilien. In M. Gailus, & H. Lehmann, *Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870-1970). Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes* (S. 165-222). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.
- Lehmann, H. (2012). *Das Christentum im 20. Jahrhundert: Fragen, Probleme, Perspektiven.* Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt GmbH.
- Mayeur. (1992.2010). Die katholische Kirche. In J. M. Mayeur, *Erster und Zweiter Weltkrieg, Demokratien und totalitäre Systeme (1914-1945)* (S. 374-435). Freiburg im Breisgau: Verlag Herder GmbH.
- Moeller, B. (2011). *Geschichte des Christentums in Grundzügen.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.
- Mommsen, W. J. (2009). Deutschland. In G. / Hirschfeld, *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (S. 15-30). Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG.
- Pressel, W. (1967). *Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Strathmann, H. (27. August 2013). *Adolf Deißmann*. Von Neue Deutsche Biographie 3, 1957, S. 571-572, Onlinefassung: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116056045.html> abgerufen

Wehler, H.-U. (2003). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1914-1918*. München: Verlag C. H. Beck oHG.

WilhelmII. (28. August 1914.2013). *An das deutsche Volk*. Von Aufruf Wilhelms II: <http://www.dhm.de/lemo/html/dokumente/wilhelm143/> abgerufen

Für den Abdruck der Textauszüge liegt das Einverständnis des Herausgebers vor.

Anhang

Reinhold Seeberg: „Innere Front 1917“

(Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917)

[7] Reinhold Seeberg 1917

Die äußere Front hat den Feind vor sich und die Heimat hinter sich. Die innere Front kehrt dem Feind den Rücken und wendet sich wider alles, was drinnen in der Heimat Mut und Energie brechen und dadurch den Feind stärken und die eigene Front schwächen könnte. Tut diese innere Front nicht ihre Pflicht, so ist die Arbeit der äußeren Front umsonst. Das zeigen uns die Vorgänge in Rußland mit blendender Deutlichkeit.

Mit jedem Jahr, das der Krieg länger währt, wird die Arbeit der inneren Front härter, aber auch notwendiger. Die innere Front läßt sich in der Regel nicht verkürzen, und auch große Siege draußen pflegen nur auf kurze Zeit den Druck wider sie zu mindern. Sie hat es freilich mit Gegnern zu tun, die nicht schießen und stechen, aber ihre Waffen sind darum nicht minder stark und durchschlagskräftig. Es sind Gedanken und Worte, Stimmungen und Ahnungen, Urteile und Vorurteile.

Mitten durch das Land zieht sich diese innere Front. Sie hat uns auch in dem ablaufenden Jahr vielfach Sorge bereitet. Aber wir haben sie gehalten allen Schwarzsehern zum Trotz und den schadenfrohen Feinden zum Schmerz. Machen wir

243

einmal einen Gang durch die Laufgräben der inneren Front, und sehen wir uns die Spuren der Kämpfe an, die hier stattfinden.

Es waren harte Tage, als zu Anfang des vorigen Jahres in den Städten die Kohle vielfach ausging und die Nahrungsmittel immer einförmiger und knapper wurden. So mancher schalt nach altem Brauch über die Regierung. Andere klagten: so geht es nicht weiter. Wieder andere weissagten, daß Untergang und Ende vor der Tür stehen. Frauen und Mädchen bildeten in immer mehr Straßen die bekannte »Schlange« vor den Läden, sie klapperten vor Kälte. Bedrohlich wies man auf ihre Unzufriedenheit hin und räsionierte über angebliche hohe Sterblichkeitsziffern.

Da mußte die innere Front in Tätigkeit treten. Und sie hat es mutig und geschickt getan. Es galt den Menschen klarzumachen, daß alles Reden nichts helfe, daß das Unvermeidliche getragen werden müsse und daß wir uns trotz allem auf dem Wege zum Sieg befänden. Nicht lange vorher hatten wir ja unsere Friedensbereitschaft ausgesprochen. Sie war mit Hohn zurückgewiesen. So mußte auch der Unzufriedene und Nervöse, wenn er ernst nachdachte, eingestehen, daß das Murren die Sache nur schlimmer mache.

Reinhold Seeberg (* 24. Märzjul./ 5. April 1859greg. in Pörrafer (Livland); † 23. Oktober 1935 in Ahrenshoop) war ein deutscher evangelischer Theologe.

Seeberg besuchte von 1870 bis 1878 das klassische Gymnasium in Reval und studierte ab 1878 Theologie an der Universität Dorpat, wo er wie zuvor schon sein Bruder Alfred Seeberg Mitglied des Corps Neobaltia war, ab 1883 in Berlin, Leipzig und Erlangen. 1884 wurde er Privatdozent für systematische Theologie in Dorpat, 1884 Religionslehrer an der dortigen Stadttöcherschule. 1889 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät und erhielt einen Ruf als ordentlicher Professor für neutestamentliche Exegese und Kirchengeschichte, ab 1894 für Systematische Theologie an die Universität Erlangen. 1898 wechselte er als ordentlicher Professor für Systematische Theologie an die Universität Berlin, an der er bis 1927 lehrte. Hier war er auch Doktorvater Dietrich Bonhoeffers. 1900/01 und 1905/06 war er Dekan der Theologischen Fakultät. 1908 wurde er Präsident des kirchlich-sozialen Bundes. 1910 wurde er zum Geheimen Konsistorialrat ernannt.

Während des Ersten Weltkrieges war Seeberg zur Abhaltung von Kursen für die Feldgeistlichen auf verschiedenen Kriegsschauplätzen eingesetzt. Nach dem Krieg schloss er sich der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) an. 1918/1919 wurde er Rektor der Universität Berlin. Als Rektor initiierte Seeberg u.a. das Gefallenendenkmal der Berliner Universität, dessen lateinische Inschrift *Invictis victi victuri* ("Den Unbesiegten die Besiegten, die siegen werden") eine kaum verhüllte Aufforderung zur Revanche für die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg war.[1] Als Präsident leitete er 1923 bis 1931 den Zentralausschuss für Innere Mission der Evangelischen Kirche Deutschlands. Er war Mitbegründer und erster Präsident der Internationalen Konferenz für Innere Mission und Diakonie. 1927 wurde er von seinen Amtspflichten entbunden, setzte seine Lehrtätigkeit aber an der Universität fort und begründete 1927 das Institut für Sozialethik an der Universität Berlin.

Neben der theologischen Ehrendoktorwürde der Universität Dorpat erhielt er auch den Titel eines Dr. phil. h.c. der Universität Erlangen (1910), Dr. jur. h.c. der Universität Breslau (1911) und Dr. med. h.c. der Universität Halle (1919).

Reinhold Seeberg heiratete am 30. Dezember 1886 Amanda (Alla) Schneider. Sie hatten drei Kinder: Erich (geb. 1888) sowie die Zwillinge Maria und Martha (geb. 1889). Sein Bruder Alfred Seeberg (1863–1915) und sein Sohn Erich Seeberg (1888–1945) waren ebenfalls Theologen.

Reinhold Seeberg galt als Gegenspieler von Ernst Troeltsch und Adolf von Harnack. In seine radikale Modernitätskritik mischten sich zunehmend antiliberalen Töne sowie ein rassentheoretisch begründeter Antisemitismus.[2] Als erster akademischer Theologe griff er die These auf, dass Jesus ein Arier gewesen sei.[3] Nachruhm hat er sich mit seiner Dogmengeschichte erworben, die im Kern auf einem Voluntarismus-Konzept in der Tradition von Augustinus und Duns Scotus beruht.[4] – wikipedia hier nur vorläufig!!!

Und wieviel Freiwillige meldeten sich doch unausgesetzt für die innere Front. Die einen brachten Humor in die Sache und halfen so über sie hinweg, die anderen griffen zu in den Volksküchen, noch andere taten das Möglichste, um durch sorgfältige Zubereitung auch die geringe Kost zu würzen. Wir haben unseren Frauen unendlich viel zu danken für das stille Heldentum, mit dem sie diesen inneren Frontdienst geleistet haben. Sie haben die Unbequemlichkeiten und Nöte in erster Linie zu tragen gehabt, und doch haben viele unter ihnen die Männer durch ungebrochenen Frohsinn und gute Laune beschämt. So haben sie auch dazu beigetragen, daß die Sterblichkeitsziffern hier bei uns keineswegs die gedrohte Höhe angenommen haben. In der Not bewährten sich die deutschen Frauen immer noch, wie einst die Weiber von Weinsberg.

Dann wurde es Sommer. Die neuen Kartoffeln, die neuen guten Hoffnungen für die Zukunft kamen, und wieder einmal war der innere Feind abgeschlagen. Freilich, er drohte an anderen Stellen in die Gräben einzudringen. Den Männern ging es hier und da an die Zigarren. Auch sie lernten Schlange stehen. Freilich, es ist hierin alles in erträglichen Grenzen geblieben. Und das ist gut so, denn das starke Geschlecht ist nicht selten schwächer als das schwache, wenn von ihm das Opfer kleiner Lebensgewohnheiten gefordert wird.

Eine andere Bresche drohte zu entstehen, als die Bezugsschei-

244

ne kamen. Vielleicht waren im ersten Schreck jetzt die Frauen die Schwächeren. Sie erklärten etwa, sie hätten nun »nichts« zum Anziehen. Aber auch in diesem Punkt ist die Front gehalten. Man lernte Vorjähriges diesjährig »aufzumachen«, alte Kleider zu wenden, so daß sie »besser noch als neu« oder wenigstens »wie neu« wurden. Und man sah fast neidisch hin, wenn man hier und dort schon eine zierliche Holzsohle auf dem Pflaster klappern hörte.

Wir haben wirklich noch keinen Schaden gelitten. Es war manches hart, aber wir sind hindurchgekommen. Keine Wirklichkeit, keine Tatsache ist imstande gewesen, unsere innere Front durchzustoßen. Aber stärker als die Tatsachen sind die Gedanken der Menschen. Hier liegt die Hauptgefahr für die innere Front. Wer kennt sie denn nicht, diese trüben kraft- und saftlosen Gedanken unserer Flaumacher und ihrer Vettern, der Hamsterer? Wie künstlicher Nebel dem Feind den Angriff erleichtert, so kommt auch dieser Nebel letztlich nur dem Feinde zugute. Die Feinde werden unsere äußere Front nicht überwinden. Das ist schon heute sicher. Aber um zu siegen, wirklich zu siegen – dazu gehört auch, daß die innere Front standhält. Jeder helfe dazu an seinem Platz!

Da haben wir die nervös Überreizten, die ihre Tage in ewiger Furcht vor verborgenen Leiden, die ihrem lieben Ich drohen könnten, hinbringen. Sie können sich von nützlichen wie auch sehr unnützen Gegenständen ganze Warenlager zusammenkaufen und werden doch von ihrer Angst nicht frei. Man könnte sie dem Arzt überlassen, dem sie zustehen, aber ihre Krankheit ist in höchstem Maße ansteckend. Ein Hamsterer steckt ein ganzes Haus in kurzer Zeit an. Darum bekämpfe man in sich und anderen diesen krankhaften Hang. Nicht nur, daß die Teuerung hierdurch gesteigert wird, macht dies Treiben gefährlich, sondern vor allem, daß Angst und Kleinmut die Seelen in ihren grauen Nebel hüllen.

Und dann die »ganz Klugen«, die »denen niemand etwas vormacht«, die mit dem »Vetter im Generalstab« oder den »Beziehungen im Auswärtigen Amt«! Sie gehen gern im Kostüm des »nüchternen Realpolitikers« oder des »freien Demokraten« einher, runzeln die Stirn, lächeln vielsagend und träufeln in kleinen oder großen Dosen harmlosen Seelen ihr entmannendes Gift ein. Ohne Ende schwirren ihre Sätze durch alle Kreise unseres Volkes: »An einen Sieg glaubt doch kein Vernünftiger mehr«. »Die Übermacht ist zu groß«. »England ist unüberwindlich«. »Der Wahnsinn des Krieges« und »Friede um jeden Preis«. Und so plätschern die weisen Sätze vorüber, monoton und öde wie der Regen eines Herbsttages. Nichts Großes kann auf unserer Seite geschehen, ohne daß es bezweifelt oder verkleinert wird, und auch

der geringste Erfolg des Feindes macht alle unsere Erfolge zunichte.

Hier ist der Punkt, wo die innere Front es am schwersten hat. Sie muß Einhalt tun dem selbstmörderischen Treiben, das das Beste in unserem Volke, den Mut, die Zuversicht zu der guten Sache und den Glauben an Gottes Hilfe, zerstört. Sie muß es immer wieder in die Herzen rufen, daß Unglaube und Hoffnungslosigkeit das Herz und den Willen lähmen. Und sie darf nicht müde werden, an die großen Tatsachen zu Lande und zu Wasser während dieses Krieges zu erinnern und aufzurufen zu dem schlichten Glauben an den Gott, der die nicht verlassen wird, die an ihn glauben.

Trotz allem Ansturm hat unsere innere Front auch an diesem Punkt standgehalten. Das Jahr 1917 geht zu Ende, und die ersten Friedenslüfte wehen ganz leise durch das Land. Blickt man auf unser Volk als Ganzes, so ist kein Zweifel, daß es immer noch an den Sieg glaubt, der uns sichern soll auf lange wider aller Feinde und uns eine frohe innere Entwicklung eröffnen soll. Wo aber solcher Glaube ist, da ist Kraft. Wie die äußere, so hat auch die innere Front ihre Pflicht getan.

(aus: Deutsche Kriegswochenschau Nr. 55, 1917)

Otto Baumgarten 1917: Evangelisch Sozialer Kongress

Eröffnungsrede (Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 27-29)

[2] *Otto Baumgarten. Eröffnungsrede auf dem Evangelisch-sozialen Kongress. 11. April*

Während wir nun aber besorgten Sinnes dieser Tagung entgegensehen, immer noch befürchtend, daß unvorhergesehene Ereignisse und neue Schwierigkeiten sich ihr entgegenstellen möchten, hat der Ostermorgen uns die Morgenröte einer neuen Zeit gezeigt. Der Erlaß unseres Kaisers an unsern Kanzler ist wie die von Gott erflachte Erfüllung unseres Sehens nach einem entscheidenden Wort. Da hörten wir schon Einigungs-Klänge, die uns aus der Seele genommen waren: »Nationaler und sozialer Geist verstanden und vereinigten sich und verliehen uns ausdauernde Stärke.« Da war es ausgesprochen, was wir manchen Tag still erhofft, aber zu formulieren nicht gewagt: »Die Erlebnisse dieses Krieges um den Bestand des Reiches leiten mit erhabenem Ernst eine neue Zeit ein.« »Den Erfordernissen dieser Zeit gilt es mit den rechten Mitteln und zur rechten Stunde zur Erfüllung zu verhelfen.« »Bestrebt, in fest gewahrter Einheit zwischen Volk und Monarchie dem Wohl der Gesamtheit zu dienen, bin ich entschlossen, den Ausbau unseres innenpolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, so wie es die Kriegslage gestattet, ins Werk zu setzen.« Und zum Schluß wird die Erneuerung wichtiger Teile unseres festgefügteten und sturm-erprobten Staatswesens auf das verdiente Vertrauen gegründet, das der Kaiser einem treuen, tüchtigen und hochentwickelten Volke entgegenbringt.

Verehrte Anwesende, der Evangelisch-Soziale Kongress, der einst 1890 begründet ward wesentlich, um den Februarerlassen unseres jungen Herrn in den Herzen des evangelischen Volkes einen tragfähigen Boden zu bereiten und die Gewis-

27

sen zu schärfen für die sozialen Pflichten zum Schutz der schwächeren Glieder, dieser Kongress, der seitdem unentwegt die Fahne der Kaiserlichen Sozialpolitik hochgehalten, das Vertrauen zu unserem arbeitenden Volk, das Verständnis für seine politischen und sozialen Reformbegehren, die Verpflichtung der führenden Kreise zur Dienstbarkeit gegen die aufstrebenden gepredigt hat, dieser Kongress stellt sich in Treue gegen seine ganze nun 27jährige Geschichte mit beiden Füßen auf dies neue hochherzige Programm seines Kaisers und gelobt in dieser Stunde, auch seinerseits Heroldsdienste zu leisten für diese neue Zeit eines sozialdeutschen Königtums, eines unerschütterlichen Vertrauens zu Wollen und Vermögen unseres Volkes. Wir danken tiefbewegten Herzens unserm Kaiser und unserm Kanzler, daß sie auf der Höhe unserer Bedrängnisse die Worte fanden, die uns wie das Morgenrauen einer neuen Zeit unseres Vaterlandes klingen, diese Worte fanden, weil sie im tiefsten Gewissen gebunden sind an das Evangelium unseres Herrn. So haben wir nun das Programm, das durchzuführen, wozu die Herzen willig zu machen wahrlich der Leiden und Nöte wert ist, die wir durchlebt haben. Verehrte Anwesende, man hört so oft von der Besorgnis reden, daß dieser furchtbare Krieg mit seinen unsagbaren Opfern an allgemeinen und persönlichen Werten umsonst sein könnte. Wir wagen es im übrigen nicht, den Endertrag des ungeheuren Ringens, das sich noch immer steigert, vorauszusagen. Aber das Eine dürfen wir nun sagen:

Leben ↑

B., aufgewachsen in einem nationalliberalen, vom klassischen Idealismus und den Zielen der Reichsgründungszeit erfüllten Elternhaus, studierte in Straßburg, Göttingen und Zürich u. a. bei H. J. Holtzmann, A. Ritschl, A. E. Biedermann und A. Schweizer. Seiner mehr praktischen Begabung folgend, war B. zunächst im badischen Kirchendienst (1882–87) tätig, 1888 Lizentiat in Halle, ab 1888 Prediger am Waisenhaus in Berlin-Rummelsburg und 1890 zugleich Privatdozent in Berlin. 1890 außerordentlicher Professor in Jena, 1894–1926 ordentlicher Professor für praktische Theologie und Universitätsprediger in Kiel. Ein frühes Jugenderlebnis war für B.s Glauben und seine Berufswahl entscheidend. Seine Lebensarbeit ist beherrscht von der Aufgabe, die Kraft und Lebendigkeit des Evangeliums in voller Wahrhaftigkeit und vorurteilsloser Aufgeschlossenheit gegenüber den aufgebrochenen Spannungen zwischen biblisch-reformatorischem und modernem Bewußtsein auf allen Gebieten des Glaubens, der Wissenschaft, der Sittlichkeit und der Politik zu bewahren. So betrat er neue Wege der Predigt, des Religionsunterrichtes, der Gemeindearbeit, des sozialen und politischen Lebens. Hierdurch geriet B. wiederholt in scharfe Gegensätze zu kirchlich-orthodoxen und politischen Kreisen: so u. a. 1898 zu Wilhelm II. wegen Parteinahme für streikende Hafenarbeiter, 1901 zu Th. Kaftan über Katechismusfragen, 1917/18 zu den Alldeutschen, 1925 zum Landeskirchenamt wegen seines öffentlichen Eintretens für den Katholiken W. Marx als Kandidaten um die Reichspräsidenschaft. Nach 1918 nahm B. als Mitglied der Demokratischen Partei wesentlich Anteil an der Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse. Er war 1919 Mitglied der Friedenskommission.

Werke ↑

Wichtigste W in: RGG; ferner: Der Bruch Herders mit Goethe, eine Abrechnung zw. klass.-ästhet. u. christl.-moral. Weltanschauung. 1887; Herder u. Zwingli als Erzieher, in: Enzyklopädi. Hdb. d. Päd., 1897; Kaftans Auslegung d. kleinen Katechismus, 1901; Die Voraussetzungslosigkeit d. prot. Theol., 1903; Unsoziale Einrichtungen d. ev. Kirche, 1906; Die Johannesbriefe, in: Die Schr. d. NT, neu übers. u. f. d. Gegenwart erklärt v. Joh. Weiß u. a., 1-41907-29; Predigten aus d. Gegenwart, 1911; Das Urteil d. preuß. Oberkirchenrates üb. Traub, analysiert u. beurteilt, 1912; Der Krieg u. d. Bergpredigt, 1915; Politik u. Moral, 1916; Alldeutschtum u. Christentum, 1918; Christentum u. Weltkrieg, 1918; Friedenspredigten, 1919; Die Not d. akadem. Berufe nach d. Friedensschluß, 1919; Predigten aus d. Revolutionszeit, 1919; Die religiöse Erziehung im neuen Dtl., 1922; Der Anteil Badens an d. Reichsgründung, 1924; Die Gefährdung d. Wahrhaftigkeit durch d. Kirche, 1925; Kreuz u. Hakenkreuz, 1926; Geistige u. sittliche Wirkungen d. Krieges in Dtl., 1927; Meine Lebensgesch., 1929; zahlreiche Predigten u. Predigtslgg.; Hrsg.: Lipsius, Dogmatik, 31893; Ev.-soziale Zeitfragen, 1891–94; Mschr. f. kirchl. Praxis, 1901–20 (seit 1907 als Ev. Freiheit); Mithrsg.: Ztschr. f. prakt. Theol.; RGG1 in d. Abt. prakt. Theol. u. Religion d. Gegenwart mit vielen Artikeln, 1908/09; Sonntagsgruß f. Gesunde u. Kranke, 1914–21; zahlreiche Artikel v. B. u. a. in: Teubners Hdb. d. Staats- u. Wirtschaftskde.; Christl. Welt; Schleswig-Holstein. Kirchenbl.; Die Hilfe; Kieler Ztg.; Frankfurter Ztg.; Berliner Tagebl. (Buff, 2013)

umsonst kann das Opfern nicht mehr sein, nachdem dies doppelte gewonnen ist: ein heiliger Entschluß, dem Volke zu geben, was ihm gebührt, und ein herrliches Vertrauen zu seiner inneren Tüchtigkeit. Wir ahnen nun, da das große Volk im Osten die innerlich unhaltbar gewordene Zwangsgewalt in wunderbar geschlossenem, bisher überraschend sicheren Verlauf abgetan und den unbeugbaren großen Kräften der Nation Licht und Luft geschaffen hat, daß der Weltenbrand der allgemeinen Kultur der Menschheit unabsehbaren Fortschritt bringen wird. Und wir wissen: mag der Krieg äußerlich enden, wie wir nun nicht wissen, wie Gott will und weiß, innerlich führt er unser Volk, stürmerprobt, in ungeahnter technischer wirtschaftlicher, moralischer Kraft erwiesen, nur höher hinauf zu neuen Aufgaben und neuem Vertrauen. Wenn Gott der Herr uns dazu neue Demut, neuen Verlaß nicht auf eigene Kraft, sondern auf seine unverdiente Gnade schenkt, dann können wir auch für die Zukunft unseres Volkes unbesorgt sein. Denn es gilt auch im Leben der Völker das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. So lassen Sie uns denn voll Zuversicht zu Gottes Walten und zu der Kraft unseres Volkes an unsere Arbeit gehen, deren

28

einziges Ziel es sein soll, der neuen Zeit unseres Volkes die alten Kräfte evangelischen Glaubens und sozialen Vertrauens zu erhalten. Daß wir in diesem Streben mit unserem Kaiser und König einig gehen, daß seiner Führung folgen nichts anderes heißt als treu sein dem Evangelium und der sozialen Verpflichtung gegen das Volk, das sprechen wir aus, wenn wir uns nun erheben und unser Treuegelöbnis zu Kaiser und Reich erneuen:

Seine Majestät, unseres Volkes Kaiser Wilhelm II. hoch!

(Die Versammelten stimmen dreimal in das Hoch ein.)

Ich darf der Versammlung, ihrer begeisterten Zustimmung gewiß, das folgende Telegramm an Seine Majestät den Kaiser vorschlagen:

»Eurer Majestät sendet der heute zu einer Kriegstagung in Berlin versammelte Evangelisch-Soziale Kongreß, der einst 1890 begründet ward im Geist von Eurer Majestät Februar — erlassen, den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zugleich mit dem aufrichtigsten Dank für Eurer Majestät Osterbotschaft an unser Volk. Der neuen Zeit eines sozialen Königtums, voll Vertrauen zu der bewährten Treue unseres Volkes, will im alten Geiste des Evangeliums auch unser Kongreß dienen. Gott wolle Eurer Majestät hochherziges und kraftvolles Wollen mit reichem Erfolg krönen und aus den schweren Opfern dieses Krieges einen wahren Volksfrieden erstehen lassen.«
(in: Verhandlungen des 26. Ev.-sozialen Kongresses, S. 1 ff.)

Adolf Deißmann 1917: Ökumene von morgen

(Brakelmann, Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917, 1974, S. 246-249)

[8] *Adolf Deißmann 1917*

Eine Fülle von Zeugnissen steht mir aus Deutschland zu Gebote; meine große Feldkorrespondenz, die sich, seitdem ich die Wochenbriefe auch meinen Freunden und Schülern an die Fronten sende, naturgemäß stark vermehrt hat, ist mir da eine besonders ergiebige Quelle. Ich gebe einige Stimmen aus der Heimat und aus dem Felde wieder.

Ein junger Dresdner Geistlicher, Pastor K., schreibt mir am 29. Juni 1917 mit besonderer Rücksicht auf die interkonfessionelle Verständigung:

»Ich kann nicht glauben, daß die Una Sancta ein leerer Wahn sei, ich halte sie im Gegenteil für das höchste Ziel. Zu seiner Verwirklichung müssen dann auch die einzelnen Konfessionen mit ihrer besonderen Ausprägung und Entwicklung beitragen. Das Herrenwort Joh. 10/16 ist noch nicht erfüllt. Von den evangelischen Kirchen Deutschlands aber kann man auch im Reformationsjubiläum noch lange nicht behaupten, daß sie dieses Ideal verkörpern. Entsinnen Sie sich noch Ihres Schülers und Lizentiaten Heinrich Tacke? Er fiel 29/30. Okt. 1914 an der Yser. Er war mein vertrautester Freund; einer seiner Hauptgedanken war der der Una Sancta.«

Es folge das Urteil eines Offiziers, W. E., unserer Westfront; er schreibt mir am 12. Juni 1917:

»Für eine allgemeine Verständigung ist das Verständnis noch nie so groß gewesen wie in diesem Krieg. Nach meiner Erfahrung an der Front gibt es keinen Haß der Völker gegeneinander.«

Und am 13. Juni 1917 schreibt mir der Unteroffizier R. S., ein Berliner Theologe, der vor Verdun kämpft, folgendes:

»Gerade der Umstand, daß Sie in Ihren Briefen den Gedanken gegenseitiger, christlicher Verständigung betonen, wirkt auf mich so wohltuend. Andererseits fühlt man furchtbar die Enttäuschung, wenn Verständigungsversuche an dem Starrsinn kriegshetzerischer Kreise scheitern.«

Besonders ergreifend war mir das Bekenntnis eines unserer ehrwürdigen Senioren, des württembergischen Dekans a. D. J. K. vom 9. Juni 1917:

»Christen, welche diesen Namen mit Recht tragen, gehören zusammen als Bürger eines Reiches, als Glieder eines Leibes, dessen Haupt Christus ist, als Reben an dem Einen Weinstock Christus. Sie können das von Gott gesteckte Ziel ihrer Vollendung nur Hand in Hand erreichen. Was zeitweise trennt oder gar verfeindet, das ist Irrtum und Sünde und muß überwunden werden. Wer der einigenden Wirksamkeit des Geistes der Wahrheit und der Liebe unzugänglich ist und bleibt, der taugt selbst nicht hinein in das Reich Christi. Was dazu beiträgt, das Lügengewebe zu zerreißen, mit welchem die Macht der Finsternis ganze Völker bis in ihren edelsten Kern hinein gefangengenommen und verblendet hat, das ist freudig zu begrüßen und dient zur Förderung des Reiches Gottes.«

Leben 7.11.1866 Langenscheid/Lahn (Hessen), † 5.4.1937 Berlin

Deissmann wuchs auf in einem großen Geschwisterkreis, stark beeinflusst von der innerlichen Frömmigkeit der Mutter. Er studierte Theologie in Tübingen (Em. Kautzsch, M. Reischle) und in Berlin; nach 1 Jahr Predigerseminar in Herborn (Eug. Sachsse) und weiterer Ausbildung in Marburg (G. Heinrici) habilitierte er sich mit einer Arbeit über die neutestamentliche Formel „in Christo Jesu“ (1892). Der Sinn für das mystische Element im Urchristentum, für die „Christusmystik“, blieb für die ganze weitere theologische Arbeit Deissmanns am NT kennzeichnend. Dazu trat bald, geweckt und genährt durch das Septuaginta-Studium zusammen mit den damals als eine neue Welt in den Gesichtskreis der Forschung tretenden Papyrustexten, der Sinn für den unliterarisch-volkstümlichen Charakter der neutestamentlichen Texte („Bibelstudien“ 1895 und 1897), dessen Beobachtung und Darstellung die ganze weitere bibelphilologische Arbeit Deissmanns, immer verbunden mit dem Blick für das Mystische, bestimmte. So war es schon während seiner Lehrtätigkeit am Predigerseminar in Herborn (1895–1897), dann als Professor in Heidelberg und seit 1908 als Nachfolger von B. Weiß, von diesem selbst gewünscht, in Berlin. Sein Lehrerfolg war groß. - Ausgedehnte Reisen durch die Länder des Vorderen Orients bedeuteten für Deissmanns Bemühungen, die biblischen Schriften und besonders den Apostel Paulus aus dem Leben ihrer geschichtlichen Umwelt heraus zu verstehen, naturgemäß eine unschätzbare Förderung.

Harmonisch klingen damit zusammen die Worte eines jungen Berliner Theologen, F. S., der längere Zeit als Erzieher osmanischer Prinzen gewirkt hat; er schreibt am 11. Juni 1917:

»Was sind alle menschlichen Schranken, was ist aller Haß, aller Neid, was ist all das furchtbare Unglück unserer Tage gegenüber der himmlischen Liebe? Wenn der Tod die Augen schließt, wenn die Zeit aufhört zu sein und die Ewigkeit für die Menschenseele beginnt, liegen Freund und Feind friedlich nebeneinander im Massengrab, und ich wähne, daß ihre Seelen nichts mehr wissen vom Massenmord und Streit und Kampf, wenn sie vor Gottes Angesicht erscheinen.«

Daß solche Gedanken bei uns nicht nur in dem Heiligtum der Herzen lebendig ist, sondern durch Presse und Kanzel auch in der weitesten Öffentlichkeit wirksam werden, dafür will ich heute zwei Belege geben, ein Theologenwort und ein Laienzeugnis.

Friedrich Rittelmeyer, der während des Krieges aus seinem gesegneten Nürnberger Pfarramt auf eine Berliner Kanzel be-

247

rufen worden ist, sagt in einer seiner Predigten (»Das Hohe Lied der Liebe«, München 1917, S. 5):

»Wer *jetzt* nicht sieht, daß das Heil der Menschheit in der Liebe liegt, wer das *jetzt* nicht sieht angesichts der grauenhaften Verheerungen, die Feindseligkeit, Mißtrauen, Haß draußen angerichtet haben, angesichts der drohenden Gefahren, die durch Gewinnsucht, Eigennutz, Selbstsucht im Innern fortwährend über uns gebracht werden, der ist blinder als blind, der hat die größte Lehre der Zeit nicht verstanden! Wir können zweifeln, ob jemals die Liebe siegen wird, wir können zweifeln, ob jemals die Menschen die Liebe vertragen werden, mit anderen Worten: wir können zweifeln an den Menschen, aber wir können nicht zweifeln an der Liebe, – daß in der Liebe Heil und Herrlichkeit liegt für die ganze Welt!«

Und ein deutscher Offizier, Erich Wentscher, richtet in Nr. 142 der »Täglichen Rundschau« vom 20. Juni 1917 den folgenden Mahnruf an unser Volk, der ebenso wie die zuletzt zu Wort Gekommenen den einzigen Weg zeigt, der zur Verständigung führt, den Weg des Paulus 1 Kor. 13:

»Ohne Weichlichkeit und ohne Duse! Aus dem Haß hilft nur eines heraus: Die Liebe!

Ich zweifle nicht, daß in allen kriegsführenden Völkern Männer leben, die ihren persönlichen Haß und ihre Erbitterung hintansetzen wollen, um ihr Vaterland und ihre Brüder zu retten. Alle praktischen Bedenken sind eine verschwindende Kleinigkeit gegen den eisernen Willen und das volle Herz. Warum schweigen diese Stimmen? Warum überhören sie das gewaltige Menetekel Rußlands? Warum übernimmt Deutschland in dieser geistigen Erhöhung der ganzen Kriegsauffassung, in dieser endlichen Herausschälung eines fruchtbaren göttlichen Gedankens aus dem materiellen Chaos nicht die Führung, wie es seine Tradition und Bestimmung ist? Haben wir etwa nicht Jugend und Sprungkraft genug?

1908 konnte Deissmann den Ertrag seiner Forschungsarbeit in seinem glänzend geschriebenen Werk »Licht vom Osten« (41923, englisch 31927), ebenso gelehrt wie fesselnd, zusammenfassen, das einen durchschlagenden Erfolg in Deutschland, England, Amerika und der skandinavischen Welt erzielte und Deissmann in die vorderste Reihe der Männer der Bibelwissenschaft rückte. Dem trat einige Jahre später ein Paulusbuch (1911, 21925, schwedisch 21918, englisch 21925) an die Seite. – Die eigentlich wissenschaftlich-produktive Zeit Deissmanns ging mit dem 1. Weltkrieg zu Ende. Zwar hat er zum Beispiel noch 1926–28 an den Ausgrabungen des Österreichischen Archäologischen Instituts in Ephesus teilgenommen. Aber während des Krieges und vollends nachher fühlte er sich zu neuen Aufgaben berufen. Jahre hindurch (1914–21) warb er in seinen an einen großen Bekanntenkreis in aller Welt verschickten und besonders in USA auch englisch verbreiteten »Evangelischen Wochenbriefen« um besseres Verständnis und um Wahrheitserkenntnis für Deutschland und versuchte eine Weltfront des christlichen Gewissens zu mobilisieren. Er gewann das Vertrauen weitester kirchlicher Kreise in Deutschland und der Welt. Man delegierte ihn in die Preußische Generalsynode, sandte ihn auf die deutschen evangelischen Kirchentage in Dresden 1919 und Stuttgart 1921, zu den Weltkirchenkonferenzen nach Stockholm und Lausanne (1925 und 1927), seit 1929 war er Mitglied des ökumenischen Rates für Praktisches Christentum. Wo er im Dienste der »Freundschaftsarbeit der Kirchen«, der Verständigung, der Annäherung etwas tun konnte, versagte er sich nicht. Diese Arbeit nahm während der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens mehr und mehr seine ganze Kraft in Anspruch. – Reiche Ehren von allen Seiten wurden ihm zuteil. 1930/31 war er Rektor der Universität Berlin. Man holte ihn zu Vortragsreisen nach England, Schweden und USA. Nicht weniger als vier englische Universitäten schmückten ihn mit dem Doctor of Divinity, ebenso Uppsala, und nach seinem Tode die Universität Athen. Nach Ad. von Harnack besaß kein deutscher Theologe ein so weltweites Ansehen wie Deissmann.

(Strathmann, 2013)

Leider gilt es als höchste Ehre, heute geistig dazustehen, wo jeder vor drei Jahren stand. Was die Leitartikel einer Zeitung vor drei Jahren füllte, soll sie unbedingt auch heute füllen. Wir verharren. Nur kein Umdenken, kein Nachdenken, keine Vertiefung! Als wenn der Krieg kein Schmiedefeuer wäre! Wer heute noch derselbe geblieben ist, ist Schlacke. Wir wollen uns endlich durchringen zu etwas Anderem, etwas Neuem, aber etwas Höherem. Der Krieg soll – das müssen wir Deutschen ehrlich sagen – das Morgenrot eines neuen Zeitalters, eines neuen Zusammenarbeitens der Völker, einer neuen Geistigkeit und Liebe sein! Was Menschenkraft vermag, was deutscher Wille vermag, soll Friede die Frucht des Krieges und Leben die Frucht des Sterbens sein!

248

Darum rufe ich die Gesamtheit des Volkes an, seine heiligste Sache selbst zu tun. Wir dürfen einer Partei nur dann zurufen »Hände weg!«, wenn wir selbst willens sind, Hand anzulegen ohne Rücksicht auf Schwielen und Blut!«

Man soll nicht sagen, es seien Stimmen Einzelner und zum Teil Unbekannter, denen ich gelauscht habe: aus den Einzelnen setzt sich die Una Sancta zusammen, und aus Unbekannten baute sich die Invisibilis vom ersten Tage. Ich stimme meinem Freunde D. Martin Rade unbedingt zu, wenn er (»Die Christliche Welt 1917 Nr. 30, 26. Juli) unter dem Eindruck einer ihm zugegangenen ähnlichen Botschaft aus Galizien sagt, es liege weder in der Macht noch in dem Berufe der evangelischen Kirche, daß sie als solche, als Organisation, sich an die Aufgabe der Wiederherstellung des Weltfriedens heranbegebe. Aber sie habe auf den Geist der ihr zugetanen Menschen und Völker unablässig zu wirken durch Weckung und Befestigung wahrer Friedfertigkeit. Sie habe auch, und erst recht im Kriege, die Führung mit den Bekennern des gleichen Glaubens, soweit es möglich sei, aus aller Kraft und auf allen Wegen zu suchen und damit eine Gemeinschaft ohne Unterlaß zu stiften, die – zunächst begrenzter Natur – dem Weltfrieden notwendig zugute kommt.

Mit diesen Worten hat D. Rade ganz die Gedanken getroffen, die das Programm meiner Wochenbriefe sind. Innerhalb der Völker- und Millionenmassen der sichtbaren Kirche im Zeitalter des Hasses und der Zerstörung aus allen Nationen eine zunächst begrenzte Gemeinschaft der in Christus sich Begegnenden und Verstehenden herzustellen, – diese paradoxe Arbeit bittet um die Teilnahme aller derer, die an die Paradoxie der Una Sancta glauben.

(aus: *Evangelische Wochenbriefe*, N. F. 25/26, Berlin 1917)